

Erinnern und Vergessen – Beispiel: Zendersch

Vortrag beim 8. Zenderscher Treffen 2010
in Sersheim

Georg und Renate Weber

Sehr verehrte Gäste, liebe Zenderscher!

Der Vorstand unserer Heimatortsgemeinschaft hat uns gebeten, anlässlich unseres diesjährigen Treffens einen Festvortrag zu halten. Nach einigem Zögern haben wir zugesagt, das Thema „Erinnern und Vergessen am Beispiel Zendersch“ mit euch zu bedenken. Die Begrenzung auf unsere Herkunftsgemeinde – bzw. die der Partner, Eltern oder Großeltern – ist nötig, weil Erinnern und Vergessen zu den allgemein menschlichen Grundvoraussetzungen gehört – ohne Erinnern und Vergessen ist also eine volle menschliche Existenz nicht denkbar. Trotz der Eingrenzung auf Zendersch läuft der allgemeine Horizont des Erinnerns und Vergessens mit, auch wenn wir nicht immer darauf verweisen. Im Besonderen muss das Allgemeine aufscheinen, sonst bleibt es blass und unverständlich. Diesen Gedanken haben wir kürzlich in einem längeren Aufsatz über die inzwischen rund 220 Heimatbücher der Siebenbürger Sachsen durchgespielt.

Wir haben uns die hier verkürzt vorgetragene Bearbeitung des Themas „Erinnern und Vergessen am Beispiel Zendersch“ aufgeteilt. Ich werde mich mit einigen Segnungen und Problemen des Erinnerns und Vergessens beschäftigen, Renate wird an der Entwicklung einiger Familiennamen in Zendersch Vergessenes ans Tageslicht bringen und dabei dem Grundsatz folgen: Was nicht in den Akten steht, das gibt es nicht.

Doch zunächst einige Beobachtungen und Gedanken zum Erinnern und Vergessen. Es gibt in unserer Gesellschaft *Grenzfälle* in beiden Bereichen. Ein Grenzfall ist uns unter der Bezeichnung Alzheimer bekannt – nach kurzer Zeit ist vergessen, was eben gesagt wurde; am Ende vergisst man sogar, wer man war und wer man ist. Das andere Extrem hat keinen einheitlichen Namen. Der Sache nach geht es darum, dass Menschen gar nichts vergessen können. Beide Extreme sind Krankheitsbilder, die uns hier nicht weiter beschäftigen sollen. Sie lehren uns aber beide: Es ist nicht gut, alles zu vergessen, es ist aber ebenso wenig gut, alles zu erinnern. Wie bei einer heilenden Medizin kommt es auf die richtige Dosierung an. Doch wer sagt uns, welches die richtige Dosierung ist? Im alten Zendersch wusste man stets, an wen man sich im Zweifel wenden konnte. Es gab *Erinnerungsträger*, bei denen man Rat holen und Erfahrungswissen abrufen konnte. Das gab Sicherheit bei Entscheidungen und Handlungen, z.B. bei der Bearbeitung der Weinberge. Wäre es anders gewesen, wären die meisten Weinberge schon vor langer Zeit so kahl gewesen wie wir sie heute leider vorfinden.

Erinnerungsträger waren meist ältere Leute in der Gemeinde, die hohes Ansehen genossen. Heute meint man, Erfahrungswissen sei schon im Augenblick des Erinnerns veraltet und deshalb reif, vergessen zu werden. Entsprechend niedrig ist die Achtung vor dem Alter. Heute brauchen wir Erfahrungswissen nicht mehr in dem Maße wie früher zum Überleben, darum sind die Träger solchen Wissens nicht mehr so gefragt. In manchen Zenderscher Familien haben wir junge Leute sagen hören: „Was wisst Ihr, Opa, von Internet, Tom-Tom, Börsenhandel oder Globalisierung. Auf dem Heti in Bledemort, da habt Ihr Euch ausgekannt – aber hier?“ Dass wir heute von vielem etwas wissen, aber nur von wenigem Genaueres, hängt mit der geradezu explosiven Produktion von Wissen zusammen. Man muss nicht viel studiert haben, um zu begreifen, wie kurzlebig das Wissen und unsere Erinnerung daran sind. Prüft euch alle einmal, an welche Informationen ihr euch noch erinnert, die ihr vorgestern in der Tageszeitung gelesen oder in den Fernseh-Nachrichten gehört habt! Das Kurzzeitgedächtnis speichert selbst nicht viel und lässt nur wenig ins Langzeitgedächtnis.

Bei unserem letzten Besuch in Siebenbürgen ist uns u. a. aufgefallen, dass in den letzten 20 Jahren viele Museen entstanden sind. Ein Beispiel ist das Teutsch-Haus in Hermannstadt. Dort kann man einen Gang durch die ganze Geschichte der Siebenbürger Sachsen machen – und staunt. Wenn man will, ist auch die Zenderscher Kirchenburg ein solches Museum. Warum also Museen jetzt und nicht schon früher? Die Antwort ist einfach und ich denke für jedermann einleuchtend: Früher hat man den langsamen Wandel der Gesellschaft in Siebenbürgen kaum wahrgenommen, man ist darin groß gewachsen. Erst die Auswanderung der Sachsen schärfte das Bewusstsein, dass etwas Dramatisches passiert. Die rasche Veränderung förderte zutage, dass nichts mehr so sein wird, wie es war. Jetzt galt es, für die Nachwelt zu retten, was noch zu retten war. Aus dem beschriebenen Gefühl heraus sind in Westeuropa, also auch in Deutschland, im 19. Jahrhundert Museen wie Pilze aus dem Boden geschossen. Sie werden bis heute erweitert und gepflegt und ziehen große Menschenmengen an, die sich informieren möchten. Bezogen auf Zendersch bedeutet das: Hätten wir in den beiden letzten Jahrzehnten nicht halbwegs rechtzeitig reagiert, wären Kirche, Burg und Friedhof eine Ruinenlandschaft, wie wir sie in Felldorf vorgefunden haben. So darf man aber im Blick auf Zendersch den Dichter Jean Paul zitieren: „Gesetze, Zeiten, Völker überleben sich mit ihren Werken; nur die Sternbilder der Kunst schimmern in alter Unvergänglichkeit über den Kirchhöfen der Zeit.“ Auch der Zenderscher Friedhof mahnt uns: *Erinnert Euch, vergesst nicht, denkt daran!*

Etwas vereinfacht kann man unsere Zenderscher Treffen als Erinnerungsveranstaltungen, ja als Erinnerungsfeste bezeichnen. Wir kommen zusammen, um uns an gemeinsam Erlebtes zu erinnern, uns daran zu wärmen und greifen dabei auch auf gemeinsame Geschichte zurück. Der Vorrat an gemeinsamer Geschichte scheint immer noch groß genug zu sein, um nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Österreich und Großbritannien, ja sogar aus USA und Kanada anzureisen. Es sind also nicht einzelne Geschichten, die jeder von uns nach dem Verlassen von Zendersch erlebt hat, die uns zusammenführen, sondern die ehemals *gemeinsame Lebenswelt* in Zendersch.

Nun kann man fragen: Was haben wir in den letzten 60 bzw. 20 oder 30 Jahren noch gemeinsam erlebt? Welche Geschichten wüssten wir Außenstehenden von einander zu erzählen? Schnell müssten wir feststellen: Konkretes wüssten wir nur wenig, dafür manches Vermutetes, Zusammenphantasiertes. Um etwas von einander, vom heutigen Leben der Zenderscher – nach Zendersch – zu erfahren, ist es unerlässlich, Anteil nehmend, ja neugierig auf einander zuzugehen. Unser diesjähriges Treffen ist wieder eine gute Gelegenheit dafür. Das neue Wissen vom anderen verbindet, schafft die Bereitschaft, auch in den neuen Umwelten an einander zu denken, ja, es eröffnet eine gemeinsame Zukunft, in die auch die nachwachsenden Generationen einbezogen werden. So eine gemeinsame Zukunft kommt nicht von selbst, sie will gestaltet werden. Ein guter erster Schritt der Gestaltung ist die gegenseitige Offenheit, die Bereitschaft zum Zuhören, der Mut, einander mitzuteilen und an einander zu denken. Vieles davon steckt in dem Wort „*Kommunikation*“. Dazu gehört wesentlich, den neuartigen Zenderscher Weggenossen, den mit der anderen Lebenswelt, nicht mit alten Zenderscher Vorurteilen wahrzunehmen. Diese Mahnung oder vielmehr Bitte hat einen realen Hintergrund: Vor dem ersten Zenderscher Treffen 1977 rief uns ein Zenderscher aus Stuttgart in Münster an. Er erzählte, bei seiner Tätigkeit als Fensterputzer im Zentrum von Stuttgart sei ihm nach langer Zeit zufällig ein anderer Zenderscher begegnet. Der soll zu ihm gesagt haben: Dass aus dir nur ein armer Fensterputzer geworden ist, war schon in Zendersch „klar“. Diese Worte haben ihn so getroffen, dass er nie zu einem Treffen gekommen ist. Inzwischen haben sehr viele junge Zenderscher die neuen Bildungsmöglichkeiten wahrgenommen und „Karriere“ gemacht. Wir freuen uns über jeden Zenderscher, der im neuen Umfeld seinen sehr persönlichen Weg findet.

Wer sich auf den Pfad der *Erinnerung* begibt, findet dort nicht nur Freudiges, sondern auch Schmerz. So gerne wir und unsere Kinder, inzwischen auch unsere Enkelkinder, nach Zendersch fahren, so sehr fühlen wir bei unserer Wanderung durch das Dorf jedes Mal einen tiefen Schmerz. Wir beobachten, dass noch zu unseren Lebzeiten aus Zendersch mehr und mehr Senereuş wird. Die Häuser, in denen wir geboren sind, verfallen oder verändern ihr Gesicht, sie werden romanisiert. Wir beobachten dies mit Trauer, doch ohne Bitterkeit und Resignation. Bei manchen von uns ist die Trauer so groß, dass sie nie wieder nach Zendersch gefahren sind, sie wollen nur das „alte Zendersch“ in ihrem Herzen bewahren, was immer das auch sei. Vor der Realität verschließen sie die Augen. Soll die Heimat aber einen Menschen ein Leben lang tragen, so ist das nur möglich, wenn er sie zu unterschiedlichen Zeiten mutig und liebevoll wahrnimmt. Wir können diese Beziehung fast vergleichen mit einem älter werdenden Ehepaar: Runzeln kommen und gehen nicht mehr, dennoch ist der Mensch, der sie trägt, nicht weniger liebenswert.

Damit komme ich zum letzten Gedanken in diesem ersten Teil unserer Überlegungen zu *Erinnern* und *Vergessen*. Als wir im Mai dieses Jahres mit unseren Kindern und drei unserer Enkelkinder von Großalisch über die Hüll nach Zendersch gewandert sind, kam mir beim Anblick des ehemals eigenen Gemeindewaldes unserer Vorfäter der Gedanke: Wer keine Wurzeln hat, wächst in keine Zukunft. Eins unserer Kinder ergänzte: Wer aber den eigenen Wurzeln nie entwächst, entfaltet sich

nicht zu einem neuen Baum. Den Auftritt der Kinder und Jugendlichen in Tracht nehmen wir alle mit frohem Herzen wahr: Es wachsen viele junge Bäume mit Zenderscher Wurzeln – auch in der Zerstreuung heran. Wir rufen euch zu: Vergesst eure Wurzeln nicht, aber betreibt nicht nur Vergangheitsbewirtschaftung, sondern entfaltet euch mit Gewinn zum Neuen!

Jörka hat vorhin gesagt, im zweiten Teil unseres Vortrags wolle ich mich mit Vergessenem beschäftigen und dabei dem Satz folgen: Was nicht in den Akten steht, das gibt es nicht. Dabei können wir gleich einmal einen Versuch machen: Wer von euch hier im Saal, die ihr Lutsch oder Wiesen oder Tanch heißt, weiß, dass seine Vorfahren einmal WEBER geheißen haben? Oder wer weiß, dass die Feinwebers bis vor 200 Jahren Faulweber hießen? Am sächsisch ausgesprochenen Föiwiewer kann man das sogar heute noch erkennen.

Nun wüsste ich das als Nicht-Zenderscherin erst recht nicht, wenn es nicht in den Akten stünde. Diese Akten sind u. a. die Zenderscher Kirchenbücher. Seit 1665, also mehr als 300 Jahre, haben die Pfarrer in Zendersch in diese Bücher eingetragen, wer in jedem Jahr geboren und wer gestorben ist, welche Paare getraut wurden. Das sind stattliche 12 Bände. Außerdem gibt es noch zwei Familienbücher. Darin sind – wie der Name sagt – alle Zenderscher nach Familien und Hausnummern registriert, allerdings erst seit etwa 150 Jahren.

Um Jörkas Bild mit den Wurzeln noch einmal aufzugreifen: Man muss schon ziemlich tief graben und sehr genau hingucken, um an die Wurzeln der Familiennamen heranzukommen. Ich will versuchen, das an einigen Beispielen zu verdeutlichen.

Dass die Zenderscher Höfe mit Hausnummern versehen sind, war nicht immer so, erst um 1880 wurden sie eingeführt. Vorher musste man die vielen Familien mit gleichem Nachnamen anders unterscheiden. Besonders häufig waren die Namen Bell, Hinzl, Konyen oder Weber. Dabei kam erschwerend hinzu, dass immer wieder dieselben wenigen Vornamen verwendet wurden: Georg, Andreas, Michael, Johann als männliche, Katharina, Anna, Sara als weibliche Vornamen. Ich habe z.B. in den ersten 80 Jahren, also von 1665 bis 1740 allein 70 Personen in Zendersch gefunden, die *Georg Weber* hießen. Man hat sie also irgendwie aus einander halten müssen. Eine Möglichkeit war, dass man den Namen mit der Wohnstätte ergänzte, z.B. am Bach, bei der Brücke, am Ende, im Homm, beim Steg; auch beim Talgraben oder unter dem Burgberg kam schon 1748 bzw. 1790 vor. Diesen Beinamen bekam die ganze Familie, bis ein erwachsener Sohn nach der Heirat auf einen anderen Hof umzog. Dann hieß ein Enkel von Georg Bell bei der Kirch Michael Bell beim Kaufhaus. Die Pfarrer trugen die mundartlich gebrauchten Bezeichnungen meist deutsch ein, was manchmal sehr komisch klingt, z.B. „auf dem Frantzbrunnen“ (1780) – um Frunzebrantchen klingt doch sehr viel vertrauter! Solche Zusätze sind euch auch heute noch geläufig. Dabei blieb der jeweilige Familienname erhalten:

Eine andere Art der Unterscheidung war, den nicht so häufigen Vornamen des Großvaters dem Namen des Enkels beizugeben. Der Großvater hieß etwa Simon Weber, sein Enkel Johann Weber oder Seimen, daraus wurde Seimen Honnes und der Name Weber verschwand in dieser Familie, sie hießen

nur noch Seimen. Ein anderes Beispiel: 1674 hat ein Blasius Konyen geheiratet. Dies war ein ungewöhnlicher Vorname. Schon die nächste Generation bekam neben dem Familiennamen Konyen den Alias-Namen Blos, von Blasius, sie hießen also Konyen oder Blos. Nach zwei weiteren Generationen wurde nur noch der Name Blos verwendet. Um 1820 soll ein Georg Blos von Zendersch nach Pruden abgewandert und dort sesshaft geworden sein. Seine Nachkommen lebten in Pruden und später z.T. in Groß-Lasseln. Dies erfuhr ich durch den Anruf von einer Schäßburgerin, die nach ihren Vorfahren forscht. Wir tauschten einige Briefe, nein mails, um die jeweiligen Informationen festzuhalten.

Noch ein drittes Beispiel möchte ich euch vortragen, jetzt wird der Name Weber zu Wiesen: Thomas Weber wird als Enkel des damaligen Hannen oder Bürgermeisters Georg Weber 1712 geboren und heiratet im Alter von 24 Jahren 1736 eine Anna Taub. Zwei Jahre später wird Tochter Anna und weitere drei Jahre später Sohn Thomas geboren. Beide Taufeinträge sind mit der Bemerkung versehen: Filiola bzw. filiulus Thomae Weberi jun. (alias Weisen Thomes). 1767 stirbt der Großvater dieser Kinder als alter Mann, und der heißt Visen Thomas, etwas anders geschrieben, aber eindeutig Wiesen. Was den Kirchenbüchern leider nicht zu entnehmen ist, ist eine Antwort auf die Frage: wie kommt der Thomas Weber zu diesem Beinamen Weisen und dann Wiesen?

Außerdem wurden Berufe oder Tätigkeiten zur Unterscheidung herangezogen: Organistengref für Gref oder Fleischer für Hinzl. Schließlich gab es über die Jahrhunderte auch Spitznamen im Dorf, die nur für die Person dieses einen Namensträgers und nicht für seine Kinder verwendet wurden; aber ebenfalls der Orientierung dienten. Den Älteren unter euch ist sicher noch der Ruschka-Baal, der Prima-Baal oder der weißherich Lutsch in Erinnerung. Bestimmte Auffälligkeiten, wie strubbeliges Haar oder häufige Verwendung des Wortes 'prima' dienten der Namengebung. Der weißherich Lutsch hat wohl schon als junger Mensch weiße Haare gehabt, sonst wäre es nichts Auffälliges. Diese Namen sind allerdings meist nur mündlich überliefert worden und fanden keinen Eingang in die Kirchenbücher. Wären sie jedoch nicht aufgeschrieben, also in einer Art von *Akten* aufgehoben worden, gäbe es sie bald nicht mehr, wenn diejenigen, die sie noch in Erinnerung haben, nicht mehr unter uns sind.